

Erscheint täglich außer Sonntagen.
Zugleich Abendausgabe des „Vorwärts“. Bezugspreis
beide Ausgaben 85 Pf. pro Woche, 3,60 M. pro Monat.
Redaktion und Expedition: Berlin SW 68, Lindenstr. 3
Fernsprecher: Dönhofs 292-297

Spätausgabe des „Vorwärts“

Anzeigenpreis: Die einspaltige Nonpareilzeile
80 Pf., Reklamezeile 6 M. Ermäßigungen nach Tarif.
Postfachkonto: Vorwärts-Verlag G. m. b. H.,
Berlin Nr. 37 598. — Der Verlag behält sich das
Recht der Ablehnung nicht genehmiger Anzeigen vor!

Zollunion mit allen

Ein Angebot von Curtius in Genf / Briands Einspruch

Genf, 16. Mai. (Eigenbericht.)

Die Sitzung der Europakommission heute morgen begann mit einer Einleitungsrede Briands, in der er die Nichtmitglieder des Völkerbundes, die zum ersten Male an den Beratungen teilnahmen, in der Hoffnung guter gemeinsamer Zusammenarbeit begrüßte. Es erfolgte ohne Debatte der Eintritt in die Generaldebatte über die europäische Wirtschaftskrise, die von Reichsaussenminister Dr. Curtius eröffnet wurde. Er begrüßte die Möglichkeit zu einer allgemeinen Aussprache. Die Not erfordere neben eigenen Maßnahmen die Mitwirkung am gemeinsamen Hilfswerk. Kein Land sei so an der Sanierung des gesamteuropäischen Körpers interessiert wie Deutschland, das in der Rille Europas allen Erschütterungen und Störungen am stärksten ausgesetzt sei. Curtius verwies auf die Verhandlungen der Internationalen Handelskammer in Washington und die Feststellungen des Internationalen Arbeitsamtes, die ihm erparnen, die Ursachen der Weltkrise zu erläutern. Speziell europäisch sei als Krisenursache das Zerfallen Europas in eine Anzahl kleiner Wirtschaftsgemeinschaften. Es komme nicht darauf an, über den deutsch-österreichischen Plan im besonderen zu sprechen. Er wolle nur Gedanken allgemeiner Art anregen, in welchem Maße der Gedanke von

Zollunionen zwischen einzelnen Ländern oder Gruppen von einzelnen Ländern geeignet

seien, den unhaltbaren wirtschaftlichen Verhältnissen Europas abzuwehren. Aus dieser unhaltbaren Lage Europas führt nur ein Weg heraus: Die ständige Vergrößerung des Wirtschaftsgemeinschaftes. Zwei Methoden müßten dabei nebeneinander laufen: einmal die multilateralen Verhandlungen als gesamteuropäische Lösung, dann aber müsse es den einzelnen Staaten überlassen bleiben, den Aufbau von unten her, also Verhandlungen zu zweien zu schaffen, welche die Tendenz zur Verallgemeinerung haben, ohne sich darum abzuschließen. Diese regionalen Verständigungen würden zunächst an die Stelle vieler kleinerer Wirtschaften weniger größere setzen. Diese Entwicklung führe zwangsläufig zur Zollunion. Curtius erläuterte dann die Geschichte von europäischen Zollunionen. Mit erhobener Stimme erklärte er, daß der Gedanke einer Zollunion zwischen Frankreich und Deutschland ernsthaft verfolgt worden sei. Gerade er habe sich schon als Wirtschaftsminister besonders mit dieser Frage befaßt. So erklärte er sich für Deutschland hier feierlich bereit.

Zollunionen mit jedem Lande abzuschließen.

ohne Unterschied der Größe und der Richtung. Er bitte, diese Aufforderung sehr ernst zu nehmen. Daneben sei Deutschland bereit, gemeinsam mit allen Staaten in diesem Ausmaß alle ernsthaften Wege gemeinsam zu gehen, die eine Lösung oder Erleichterung der Krise mit sich bringen könnten.

Briands voreilige Festlegung.

V. Sch. Genf, 16. Mai. (Eigenbericht.)

Briands Erwiderung war kurz, aber auffallend scharf. Einmal schien er die Frage der Zollunionen zu bagatellisieren: sie bilde ja nur einen Teil der großen Wirtschaftsprobleme, die zur Debatte stünden und außerdem seien die Schutzzölle weit eher eine Ursache als eine Folge der Wirtschaftskrise — eine überaus ansichtbare These. Vor allem aber erklärte Briand, daß man nicht das tun dürfe, was „durch die Verträge nicht erlaubt“ sei.

Zwar hatte Briand ausdrücklich betont, daß er nur in seiner Eigenschaft als Vertreter der französischen Regierung das Wort ergriffen habe und nicht als Vorsitzender. Aber sowohl der scharfe Ton seiner Erklärung wie auch vor allem ihr Inhalt haben in deutschen Delegationskreisen

erhebliche Mißstimmung hervorgerufen.

Man empfand sofort, daß Briand nicht das Recht hatte, schon jetzt die These der französischen Kammer, wonach die deutsch-österreichische Zollunion im Widerspruch zu den Friedensverträgen stehe, auf dieser Tagung der Europakommission offiziell zu verkünden, besonders dann nicht, wo jeder weiß, daß die Mächte sich darüber einigen wollen, ein Rechtsgutachten des Internationalen Gerichtshofes im Haag darüber einzufordern. Durch seine Behauptung, daß die deutsch-österreichische Zollunion „durch die Verträge nicht erlaubt“ sei, mußte Briand den Eindruck erwecken, als lege er sich schon jetzt auf diese Auffassung fest, ehe noch der Internationale Gerichtshof das Urteil gesprochen.

Curtius hat dann kurz, höflich, aber bestimmt erwidert, daß man die Rechtsfrage in diesem Stadium der Dinge noch nicht erörtern sollte, sondern das vereinbart worden sei, sie erst im Völkerbundsausschuss zu diskutieren.

Toscanini statt Goethe.

Ein Symbol des faschistischen Italiens.

Am 1. Dezember 1930 wurde hier ein Zeitbild zurechtphantisert: „Goethe kriegt Mausechellen.“ Der etwas fernliegende Fall war angenommen, daß der alte Geheimrat in unseren Tagen noch einmal Lust bekäme, im besseren Berlin spazieren zu gehen. Er gerät dabei in einen Trupp junger Faschisten und wird, da er deren Treiben verständnislos gegenübersteht, schmachvoll mausechelliert, wobei Publikum und Presse natürlich für die Kaufbolde vom Halenkreuz Partei ergreifen.

Heinrich Mann ist es, der irgendwo bemerkt, daß die Wirklichkeit immer höchst unwahrscheinlich sei. Jedenfalls ist es noch keiner dichterischen Phantasie gelungen, Fälle wie den Hauptmann von Köpenick oder Harry Domela durch erdichtete Situationen zu übertreffen. Im vorliegenden Fall hat die Wirklichkeit sich beeilt, den Satiriker als Stümper zu entlarven. Sie hat bewiesen, daß seine auf das Extrem zugespitzte Phantasie nichts anderes ist — als die Wirklichkeit in sechs Monaten.

Statt Goethe — Toscanini. Statt des Dichtersfürsten der geniale Musiker. Sonst kein Unterschied. Ein Mensch von höchster Geistigkeit muß von den Anbetern der rohen Gewalt die schmachvollste Erniedrigung der Menschenwürde einstecken, weil er sich weigert, im Chor der Wölfe mitzuheulen, weil er seine Kunst durch den Ritus plumper Neußerlichkeiten nicht hinabziehen lassen will. Und niemand, der ihn schlägt...

Jedes System schafft sich die Symbole, die ihm angemessen sind. Wir gaben einem angenommenen faschistischen Deutschland

das Symbol des geohrfeigten Goethe. Das wirklich faschistische Italien hat sich den geohrfeigten Toscanini zum Ausdruck seines geistigen Habitus erkoren. Wenn wir den einheimischen Stand unserer Reford- und Muskelpropherei betrachten, so sehen wir uns den italienischen Idealen bereits bedenklich nahe. Daß ein geistiger Vortrag eines Dichters niedergebrellt wird, wundert schon keinen Menschen mehr. Und wenn irgendein aufgeregter Neuraschener einen sozialdemokratischen Gewerkschaftsführer im Gerichtsaal ins Gesicht schlägt, so bejubelt nicht nur die offizielle Moskauer Presse, sondern mit ebenso großem Behagen die kulturell angefeimte Münzberger-Presse diese Heldentat.

Die Stuttgarter Sekundaner, die in ihren Schutzaussähen sich den Wiederaufstieg Deutschlands nur als neues Blutbad, als Niedermetzelung des äußeren und inneren Feindes vorstellen konnten — sie haben gewiß kein Verständnis mehr für die Dichterkreuzschweif zwischen Schiller und Goethe. Ihrer Mentalität würde es viel mehr entsprechen, wenn Schiller und Goethe die Frage, wer von ihnen der größere Dichter sei, durch einen Wortkampf über zehn Runden und mit 6-Unzen-Handschuhen ausgetragen hätten.

Ein französischer Marquis hat Frankreich einmal die größte Schmach angehen, als er Voltaire von Kasaien überfallen und verprügeln ließ. Die Französische Revolution von 1789, die das Geschlecht dieses Marquis aus dem Lande trieb und sein Schloß einäscherte, hat mit mancher anderen auch diese Schmach gelöscht. Die Rote auf den Wangen des brutalisierten Genies brennt weiter als Schamröte, als Flammenröte. Der Geist geht wunderjame, oft erst sehr viel später erkennbare Wege, um sich gegen die mißhandelnde Faust Genugtuung zu verschaffen. Aber er schafft sich Genugtuung... Jonathan.

Der Schrecken des Oderbruchs

Manschnower Mord aufgeklärt — Täter geständig

In der Nacht zum Sonnabend vor Ostern, dem 4. April d. J., wurde, wie wiederholt berichtet, in Manschnow bei Küstrin der Amtsvorsteher Schiewe von Einbrechern erschossen. Der Mörder ist jetzt in der Person des 27 Jahre alten Willy Rewers festgestellt, der in der vergangenen Nacht ein umfassendes Geständnis abgelegt hat.

Rewers, ein früherer Fürsorgezögling, ist wegen Einbruchs, Körperverletzung usw. dreizehnmal vorbestraft, das letzte Mal zu 2½ Jahren Gefängnis. Als am Ostersonnabend das Verbrechen an dem Amtsvorsteher Schiewe geschah, tauchte zunächst die Vermutung auf, daß die Tat von Berliner Einbrechern ausgeführt sein müßte. Das stellte sich bald als falsch heraus. Systematisch wurden nun alle Wanderburschen gesucht, die zur Zeit der Missetat in Manschnow gesehen worden waren. Verdacht richtete sich auch gegen eine Anzahl Personen, die in den Nachbarorten wohnen, weil man ihnen Einbrüche zutraute. Unter diesen Leuten befand sich auch der vorbestrafte Willy Rewers. Seine Eltern wohnen in

Das Sonntagswetter!

Sehr warm, Gewitter und Regen wahrscheinlich.

Die Wetteraussichten für den morgigen Sonntag lauten nicht sehr verheißungsvoll. Bei hohen Temperaturen und Wolkenbildung ist bei südlichen Winden aller Voraussicht nach mit lokalen Gewittern und Regen zu rechnen.

Die Wetterkundigen bezeichnen den zu erwartenden Witterungscharakter mit „Treibhauswetter“. Das heißt, das sehr warme aber ziemlich feuchte Luft ein tropenähnliches Klima schaffen wird. Ein nordwestliches Tiefdrucksystem breitet sich zur Zeit immer mehr nach Mitteleuropa aus und das Reich gelangt allmählich in sein Wirkungsbereich. Da sich unser Gebiet innerhalb eines feuchten und warmen Luftkörpers befindet, wird starke Neigung zu Gewittern bestehen. Im großen und ganzen sieht es so aus, als ob zu Beginn der kommenden Woche ein Uebergang zu kühlem und unbeständigem Wetter zu verzeichnen sein wird. In Berlin herrschten heute früh um 8 Uhr 20 Grad und mittags annähernd 26 Grad Wärme.

Kienitz. Der junge Rewers hielt sich bald zu Hause auf, bald streifte er in der Gegend umher, bald wieder machte er einen Abstecher nach Berlin. Einer regelmäßigen Arbeit ging er nicht nach. Am Latort, im Dienstzimmer in Manschnow, waren ein Rucksaack und andere Sachen gefunden worden. Als Besitzer der Gegenstände konnte schließlich vor einigen Tagen Rewers ermittelt werden. Jetzt wurde nach ihm besonders eifrig gefahndet. Am Donnerstagabend konnte er, der sich in der letzten Zeit zu Hause nicht mehr sehen ließ, in einem Kino am Gesundbrunnen festgenommen werden. Beim Verhör auf dem Polizeipräsidium leugnete er hartnäckig. Als ihm aber nachgewiesen wurde, daß er verschiedene Einbrüche in der Umgebung ausgeführt und in Manschnow auch gearbeitet hatte, legte er ein Geständnis ab. In der Aprilnacht bohrte er das Schloß an der Haustür des Amtsvorstehers an, griff durch die Öffnung und schloß auf. Ebenso befestigte er eine schwere Eisenstange und die Kiesel. Im Amtszimmer schloß er die Tür hinter sich zu, um nicht gestört zu werden. Plötzlich machte er sich an das Suchen nach einer Kasse. Der Amtsvorsteher muß Geräusch gehört haben, denn er rüttelte an der verschlossenen Tür. Da er richtig Einbrecher vermutete, so rief er „Aufmachen oder ich schieße!“

Rewers, der sich in der Falle sah, holte keine Waffe heraus und machte sie schußfertig. Dasselbe schloß er zur Tür, rief sie plötzlich auf und feuerte auf den draußen stehenden Amtsvorsteher.

Der erwiderte zwar die Schüsse, traf aber nicht. Ihn selbst dagegen hatten die Kugeln des Rewers so schwer getroffen, daß er wenige Minuten darauf starb. Durch das Dazwischentreten des Amtsvorstehers will Rewers, wie er behauptet, nichts erbeutet haben.

Eine halbe Milliarde!

Die Fehlbeträge der Gemeinden.

Auf einer kommunalpolitischen Tagung in Münster in Westfalen schätzte der Leiter der Kommunalabteilung im preussischen Innenministerium Dr. von Leyden die gesamten Fehlbeträge der Kommunen für das Jahr 1931 auf rund eine halbe Milliarde Mark. Hinzu kämen noch die kurzfristigen Kredite der Kommunen.

Verleumdung gegen Dr. Wertheimer. Eine Klage gegen Dolatreuerverleumder.

Das deutsche Mitglied des Informationsbüros des Völkerbundes, der frühere Londoner Berichterstatter des „Vorwärts“ und des Sozialistischen Pressedienst, Dr. Egon Wertheimer, hat die Rechtsanwältin Diden und Dr. Wild beauftragt, eine Klage auf Widerruf und einstweilige Verfügung auf Unterlassung falscher Behauptungen gegen den neuen Berliner Dfaj von Petersdorf, gegen den „Angriff“ und gegen den „Jungdeutschen“ einzureichen.

Die Treibereien gegen Dr. Egon Wertheimer begannen mit dem Augenblick seiner Ernennung. Seit dem Berliner Besuche des Generalsekretärs des Völkerbundes, Sir Eric Drummond, der sich in Begleitung des deutschen Untergeneralsekretärs Dufour-Feronce und von Dr. Egon Wertheimer befand, hat die Kampagne gegen Wertheimer sich wieder verstärkt. Es wurde öffentlich bekanntgegeben, daß die Personalkarte noch nicht erteilt sei; Dr. Wertheimer ist zunächst nur provisorisch auf ein Jahr bestellt worden, ähnlich wie alle Völkerbundsbeamten, und seine endgültige Ernennung wird erst anlässlich der Ratstagung, Ende Mai, bestimmt werden. Der Augenblick schien dem „Angriff“ und dem „Jungdeutschen“ äußerst gelegen, um über Dr. Wertheimer falsche Meldungen in die Öffentlichkeit zu bringen. So sprach der „Angriff“ von einer „dunklen Vergangenheit“, die Dr. Wertheimer dem Auswärtigen Amt verschwiegen hätte; er habe während der Räterepublik als „Adjutant Cioners“ fungiert und in München für den Bolschewismus gearbeitet; auf seinem Güterbesitz in Braunau am Inn sei der „Massenmörder Bela Kun“ beherbergt worden. Der „Jungdeutsche“ glaubte außer dem noch zu wissen, daß Wertheimer den Kurier der Bolschewisten zwischen München, Wien und Budapest gespielt habe.

Die Quelle dieser Behauptungen ist nicht unbekannt. Den Gewährsmann machte der kürzlich von Hitler, an Stelle des Fernmarschall Heines neu ernannte Berliner Dfaj, Hauptmann a. D. Horst von Petersdorf. Dieser Herr hatte seinerzeit unter der Maske der Zugehörigkeit zur bayerischen Landespolizei in der Gegend von Braunau am Inn herumsponiert und hat es auch versucht, auf dem Gute des Dr. Wertheimer als „Kommunist Landsberg aus Berlin“ Informationen zu holen.

Das Ergebnis seiner Kundschaftertätigkeit waren verschiedene falsche Behauptungen, die er bereits im vorigen Herbst in einer Wählerversammlung im Salzburger über Dr. Wertheimer aufgestellt hatte. Unter anderem gesteht er sich in heftigen Angriffen gegen den Landesoberhauptmann von Salzburg, Herrn Dr. Kehl, und den Braunauer Bezirkshauptmann, den Oberregierungsrat Baron Hammerstein, die es nicht verbietet hätten, daß der „Bolschewist“ Wertheimer in den Völkerbund berufen worden sei.

Dr. Wertheimer, der im Weltkrieg als Fliegerleutnant mehrfach ausgezeichnet und verwundet worden ist, gehört der Sozialdemokratischen Partei an. Er war als Student drei Monate lang Privatsekretär des Münchener Professors der Nationalökonomie Daffé, der von Kurt Eisner als Finanzminister in das erste republikanische Kabinett berufen wurde. Dr. Wertheimer hat in Heidelberg promoviert, war Redakteur am sozialdemokratischen „Hamburger Echo“ und später Londoner Berichterstatter des „Vorwärts“ und des „Sozialdemokratischen Pressedienst“. Daß er zum deutschen Mitglied des Informationsbüros des Völkerbundes ernannt werden sollte, kommt den völkischen Kreisen selbstverständlich sehr ungelegen. Daher ihre Verleumdungen.

Das Chequers-London-Programm.

Vom 5. bis 9. Juni.

London, 16. Mai.

Das Programm für den Besuch des deutschen Reichskanzlers und des Reichsaussenministers in Chequers ist jetzt fertiggestellt. Die beiden deutschen Staatsmänner werden am 5. Juni in London ein treffen. Noch am Abend desselben Tages findet zu ihren Ehren ein Bankett im Foreign Office statt, und am folgenden Tage, das ist Sonnabend, den 6. Juni, begeben sie sich in Kraftwagen nach Chequers, wo sie zum Frühstück eintreffen werden. Der Reichskanzler und der Reichsaussenminister verlassen Chequers wieder am Sonntagmorgen. Am Montag gibt die Englisch-Deutsche Vereinigung den deutschen Staatsmännern ein Frühstück. Am Nachmittag findet ein Tee und Empfang im Institut für auswärtige Angelegenheiten statt, und am Abend gibt der deutsche Botschafter ein offizielles Bankett auf der deutschen Botschaft, zu dem die Mitglieder der britischen Regierung, die Führer der Oppositionsparteien und die höchsten Beamten des Foreign Office geladen sind. An das Bankett schließt sich ein großer Empfang an. Dienstag, den 9. Juni, fahren Reichskanzler und Reichsaussenminister über Southampton nach Deutschland zurück.

Tragödie der Verwechslung.

Drei Tote in Granada. — Reaktion gegen Kirchenzerstörung

Madrid, 16. Mai. (Eigenbericht.)

In einem kleineren Orte bei Granada wurde gestern Abend wieder der Versuch gemacht, ein Nonnenkloster in Brand zu stecken. Die Bevölkerung hat aber das Feuer verhältnismäßig schnell zu löschen vermocht. Da die Brandstifter im Auto entflohen waren, wurden die Orte der Nachbarschaft benachrichtigt. In einer Gemeinde ging die gesamte Bevölkerung auf die Straße, um die Flüchtlinge abzufangen. Ein Auto raste heran und wurde zum Halten aufgefordert. Der Chauffeur fuhr mit erhöhter Geschwindigkeit weiter, tötete zwei Personen und verwundete vier. Dann schlug das Auto kurz darauf in einer Kurve gegen eine Mauer. Aus stellte sich heraus, daß es sich um ein tragisches Versehen gehandelt hatte. Die Insassen waren gar nicht die gesuchten Brandstifter, sondern ein Fabrikdirektor mit seiner Familie, der geglaubt hatte, er habe eine in Aufrührer befindliche Bevölkerung vor sich, die ihm etwas anhaben wolle. Der Autobesitzer ist auch tot, und zwei weitere Insassen des Wagens sind verwundet. Der Fabrikdirektor hatte noch, als er sah, daß sich die Menge auf ihn stürzen wollte, eine Pistole gezogen und unter die Bauern und Arbeiter geschossen.

Am allgemeinen hat eine starke Reaktion gegen die Ereignisse des Wochenanfangs eingeleitet. Nicht eine Reaktion gegen die Republik und für die Kirche, sondern lediglich gegen die Unruhestifter. Überall werden Bürgergarden aus Sozialisten und Republikanern gebildet. An manchen Orten sind sie schon in Tätigkeit getreten. So in einer kleinen Stadt der Provinz Alagra, als ein Auto mit linksradikalen Elementen aus Malaga eintraf, die die Pfarrkirche in Brand stecken wollten.

Die Republik noch eben erlebt.

In Madrid starb gestern Abend die Witwe des Präsidenten der ersten spanischen Republik Salmeron. Sie hatte neben dem kurzen Triumph ihres Gatten viele lange Jahre der Verbannung mit ihm zusammen erlebt. Salmeron war ihr schon 1908 im Tode vorausgegangen.

„Quadragesimo anno“

Der Papstbrief über Kirche und Sozialismus

Das Verhältnis der sozialistisch denkenden Arbeiter zu ihren kirchlich gesinnten Klassengenossen ist für die Arbeiterbewegung von großer Bedeutung. Darum ist das neue Rundschreiben des Papstes über die bestehende Gesellschaftsordnung und die Arbeiterfrage auch für uns eine wichtige Angelegenheit.

Das neue Papstschreiben „Quadragesimo anno“ (im vierzigsten Jahre) knüpft an die Enzyklika „Rerum novarum“ an, die Leo XIII. vor 40 Jahren erlassen hatte. Ueber die Bedeutung dieser Enzyklika vom Jahre 1891 schreibt jetzt rückblickend die „Germania“:

Die Kirche vollzog hier in ihren Anschauungen einen fundamentalen Umschwung; denn sie beschäftigte sich nun mit der Frage, zu der sie bis dahin eine Stellungnahme nicht gefunden hatte. Selbst bei den Kirchenvätern finden wir die verschiedensten Auffassungen über die Frage, ob der Kirche eine solche Stellungnahme zukomme oder ob sie sich allein auf die Vorbereitung zur Erreichung des jenseitigen Jutes beschränken soll. Jetzt aber versuchte die Kirche, eine neue Gemeinschaftsordnung herbeizuführen.

Kein Wunder also, daß sich die katholische Kirche auf diesem ihr neuen Boden nur vorsichtig und etwas unsicher bewegt. In ihrem inneren Umschwung, der mit der alten Enzyklika begann und der mit der neuen fortgesetzt wird, spiegelt sich der Umschwung der äußeren Verhältnisse, aus dem die Kirche gelernt hat und wahrscheinlich auch noch weiter lernen wird.

Sah sich die Kirche schon vor 40 Jahren genötigt, sich mit der sozialen Frage ernsthaft auseinanderzusetzen, so kann sie jetzt auch nicht mehr umhin, die sozialistische Gesellschaftsordnung im entscheidenden Punkt zu bestätigen. „Sehen wir doch auf der einen Seite ungeheure Vermögen in der Hand ganz weniger Ueberreicher, auf der anderen Seite eine unabhörbare Masse von Ruoloarbeitern, die nichts besitzen als ihre Arbeitskraft. Eine Neuordnung der ganzen Wirtschaft ist daher unerlässlich.“

Kein marxistischer Sozialist hätte das schärfer ausdrücken können! Wir werden von heute ab das Zentrum immer wieder daran erinnern, daß auch nach der Meinung des Papstes „eine Neuordnung der ganzen Wirtschaft unerlässlich ist“.

Diese unerlässliche Neuordnung der ganzen Wirtschaft kann in Deutschland nicht vom katholischen Volksteil allein vollzogen werden, da er nur eine Minderheit des Volkes bildet. Sie kann sicher auch nicht vorgenommen werden in Gemeinschaft mit jenen bürgerlichen Parteien, die die Zusammenballung ungeheurer Vermögen in der Hand weniger Ueberreicher fördern. Also bleibt dem Zentrum nur der Weg, sich mit der Sozialdemokratie über die Art und Weise, in der die ganze Wirtschaft neu geordnet werden soll, zu verständigen.

Daß sich bei diesen Verständigungsversuchen Schwierigkeiten ideologischer Natur ergeben werden, zeigt schon der Wortlaut des neuen Papstschreibens selbst. Denn gleich nach dem Satz über die Neuordnung der Wirtschaft heißt es weiter:

Sie (die Wirtschaft, Red. d. „B.“) muß der Rücksicht der Gemeinwohlgerechtigkeit wieder angepaßt werden in der Form, daß der gemeinsame Ertrag von Kapital und Arbeit mehr der Billigkeit entsprechend geteilt wird.

Was hier verlangt wird, ist als Teilziel einer der Sozialdemokratie willkommen — ganz besonders in auch der Zeit, in der das Unternehmertum die Bühne noch weiter zu senten bestrebt ist. Man muß von den Herren Brüning und Egerwald ermahnen, daß sie von jetzt ab diesen Bestrebungen den schärfsten Widerstand entgegenzusetzen werden. Auch kann es nicht so weitergehen, daß jeder neue Beitrag der besitzenden Klassen zur Vinderung der ungeheuren Volksnot abgelehnt wird mit der Begründung, die Steuerlasten seien jetzt schon zu hoch, um die notwendige Kapitalbildung zu ermöglichen.

Wohnhaus in Feuersnot.

Dachstuhl und Korblager in Flammen.

Durch ein außerordentlich gefährliches Feuer wurden in der vergangenen Nacht die Bewohner des Hinterhauses Andreasplatz 3 aus dem Schlaf geschreckt.

Kurz nach 1/3 Uhr loderten aus dem Dachgeschoß des Fabrikgebäudes mehrere Flammen empor. Das in den Dachräumen befindliche Holzlager einer Tischlerei brannte beim Erscheinen der alarmierten Feuerwehr in seinem ganzen Umfang bereits lichterloh. Durch starken Funkenflug wurde ein auf dem Hof befindliches Korb- und Badmaterialienlager in Brand gesetzt. Die Löschmannschaften mußten wegen des neuen Gefahrenmoments augenblicklich zurückgezogen und mehrere Züge nachalarmiert werden, da für das gesamte Fabrikgebäude und das angrenzende Wohnhaus im Seitenflügel Schlimmstes befürchtet werden mußte. Die Flammen schlugen vom Hof bis zur 2. Etage hinaus. Fensterkreuze und Gardinen gerieten in Brand und die Bewohner mußten die gefährdeten Räume schleunigst verlassen. Dank der umsichtigen Maßnahmen der Feuerwehr unter Leitung des Branddirektors Tam am konnte jedoch schlimmeres Unheil verhütet werden. Durch starkes Wassergeben gelang es, die Wohnungen zu schützen und das Feuer im Dachgeschoß und 4. Stockwerk des Quergebäudes einzudämmen. Lediglich ein Möbelbetrieb im 1. Stockwerk ist in Mitleidenschaft gezogen worden und zum Teil ausgebrannt.

Die Entstehungsurache des aufregenden Brandes ist noch Gegenstand der kriminalpolizeilichen Ermittlungen.

Refordarbeit im Magistrat.

Dauersitzungen. — Schwierige Etatsgestaltung.

Im Rathaus beginnen jetzt die ersten Beratungen über die Etatsgestaltung für das laufende Haushaltsjahr. In noch stärkerer Weise als sein Vorgänger ist dieser Haushaltsplan ein Etat der Not und der Sparmaßnahmen. Durch den katastrophalen Rückgang der Steuererträge seit dem dauernd steigenden Sozialausgaben hat sich die Lage seit dem letzten Winter stark gebessert erheblich verschlechtert. Trotz bis an die Grenze des Möglichen gehender Sparmaßnahmen muß mit einem Fehlbetrag von über 100 Millionen Mark gerechnet werden; hierfür die Deckung zu finden wird auf ungeheure Schwierigkeiten stoßen.

Der Magistrat hat sich gestern in einer neunstündigen Dauersitzung nach den Neuwahlen zum ersten Male mit der Haushaltsgestaltung beschäftigt. Nach einem einleitenden Vortrag des

Allerdings sind wir Sozialdemokraten der Meinung, im Endeffekt müsse die gesamte Kapitalmacht aus den Händen der einzelnen genommen und in die der Gesamtheit gelegt werden. Und dann wird es keine Teilung zwischen Kapital und Arbeit mehr geben, sondern der Kapitalertrag wird auf dem Wege über die Allgemeinheit zu dem Arbeitenden wieder zurückfließen. Wir können nicht annehmen, daß eine solche Neuordnung der Wirtschaft den Auffassungen der katholischen Kirche zuwider wäre — genau wird das in der Enzyklika wohl auch nicht gesagt.

Der Papst betritt ein sehr schwieriges Gelände, indem er das Verhältnis zwischen Katholizismus und Sozialismus scharf abzustreben versucht. Die Schwierigkeit besteht darin, daß zwar der Katholizismus ein autoritär festzulegender Begriff ist, den zu definieren der Papst zuständig ist, für den Sozialismus aber dies keineswegs zutrifft. Eine allgemein gültige und anerkannte Bedeutung des Wortes „Sozialismus“ gibt es nicht. Der Papst versucht daher zu unterscheiden zwischen dem Kommunismus, dessen Idee für die Kirche „außerhalb jeder Erörterung“ steht, und „der anderen Richtung, die den Namen Sozialismus führt“. Von dieser zweiten Richtung sagt der Papst, „sie hat vielfach starke Abstriche an ihren Programmen vorgenommen und ist in einer Reihe von Punkten mehr oder weniger den katholischen Sozialprinzipien so nahe gekommen, daß viele sich fragen, ob denn außer der Namensverschiedenheit zwischen beiden noch etwas streitig sei“. Dennoch fährt der Papst fort:

Auch nach dieser weitgehenden Abschwächung und trotzdem viele seiner Forderungen durchaus der Gerechtigkeit entsprechen und auch von der Kirche vertreten werden, legt der Sozialismus (solange er wirklicher Sozialismus bleibt) eine Gesellschaftsauffassung zugrunde, die so völlig der wahren Auffassung von der menschlichen Gesellschaft, wie wir sie aus der Frömmigkeit kennen, entgegengesetzt ist, daß jede grundsätzliche Einigung mit ihm immer und unter allen Umständen ausgeschlossen ist; man kann nicht gleichzeitig guter Katholik und wirklicher Sozialist sein.

Leider erfährt man nichts Genaueres darüber, was ein „wirklicher“ Sozialist sein soll.

Was uns betrifft, so wollen wir keinen Augenblick verhehlen, daß wir nach unserer Ueberzeugung „wirkliche Sozialisten“ sind. Wir danken nicht daran, diesen wirklichen Sozialismus einer politischen Opportunität zuliebe zu verleugnen. Uns scheint aber, daß der Papst unter „wirklichen Sozialisten“ etwas ganz anderes versteht als wir.

„Wirklicher“ Sozialist ist für uns nur derjenige, der mit uns an der Ueberwindung des Kapitalismus zusammenarbeitet. Und wer mit uns der Ueberzeugung ist, daß diese Arbeit nur auf dem Boden der Demokratie geleistet werden kann, den betrachten wir als Parteigenossen, als Sozialdemokraten. Wir vermögen daher nicht zu erkennen, inwiefern die vom Papst dargelegten Auffassungen der Kirche mit der Zugehörigkeit zur Sozialdemokratischen Partei unvereinbar sein sollen. Daß diese Unvereinbarkeit immer noch behauptet wird, das wird für die religiösen Sozialisten katholischer Konfession eine herbe Enttäuschung sein. Denn sie werden vor die Wahl gestellt, sich entweder zwischen Katholizismus und Sozialismus zu entscheiden oder aber, auf dem Begriff des „wirklichen“ Sozialismus balancierend, herüber- und hinüberzuperdeln.

Indes wird „Quadragesimo anno“ ebensowenig das letzte Wort der Kirche sein, wie „Rerum novarum“ es gewesen ist. Alles ist im Fluß. Die Kirche bestreitet die Wandlungen des Sozialismus. Die „Germania“ bestätigt die Wandlungen der katholischen Kirche. Tatsachen sind es, die die Ideologen beherrschen. „Rerum novarum“ war ein Umschwung. „Quadragesimo anno“ ist ein Fortschritt. Es wird nicht noch abermals 40 Jahre dauern, bis sich die katholische Kirche zum Sozialismus bekennen wird.

Stadtkammerers wurden die einzelnen Kapitel eingehend behandelt. Entscheidende Beschlüsse wurden jedoch noch nicht gefaßt. Man hofft, mit den Etaisarbeiten im Magistrat in der kommenden Sitzung am nächsten Mittwoch fertig zu werden. Der Stadtverordnetenversammlung soll der Etat am 3. Juni zugehen. Die nächste Stadtverordnetenversammlung findet am kommenden Donnerstag statt. Wann der Stadtgemeindeauschuß wieder zusammentritt, steht noch nicht fest.

Absturz einer Lokomotive.

Heizer und Lokomotivführer tödlich verunglückt.

Essen, 16. Mai.

Ein schweres Eisenbahnunglück ereignete sich heute vormittag an einer Ueberführung in der Nähe des Bahnhofs Essen-Nord. Eine Rangierlokomotive wurde von einem ausfahrenden Güterzuge in einer Weiche am Brückenkopf so stark bestreift, daß die Lokomotive die Rangiermaschine aus den Schienen hob und über das Gelände auf den Bürgersteig stürzte. Der Heizer und der Lokomotivführer wurden dabei so schwer verletzt, daß sie bald nach dem Unglücksfall starben. Ein Kind, das auf dem Bürgersteig spielte, trug schwere Brandverletzungen davon.

Volkstag in Tempelhof.

Infolge des Gewitterregens am Himmelstages konnte das vorgesehene Programm des Kindertages nur teilweise durchgeführt werden. Die Direktion der Berliner Flughafengesellschaft hat sich deshalb veranlaßt gesehen, am kommenden Sonntag von 15 Uhr an den zweiten Teil des Kindertagesprogramm durchzuführen. Frühlein Dröbeljahr wird das Ballonhüpfen zeigen, Puppen- und Ledagbaren-Fallschirmabstürze — ein Geschenk für die Kinder — und die Bandung des Kleinluftschiffes auf dem Zentralkuhofen Tempelhof werden viel Interesse bieten. Außerdem wird der bekannte Kunstflieger Graf Schaumburg auch am Sonntag seine am Himmelstages mit großem Beifall aufgenommenen Flugvorführungen wiederholen. Die Eintrittskarten des Himmelstages behalten auch für die Sonntagveranstaltung ihre volle Gültigkeit. Der Eintrittspreis beträgt für Erwachsene 25 Pf. und für Kinder 10 Pf.

Die gedrohte Einwanderung. In den ersten drei Monaten dieses Jahres ist die Einwanderung auf 10 815 Personen zurückgegangen, während der Abgang durch Auswanderung und Ausweisung in der gleichen Zeit auf 21 468 stieg, so daß monatlich 3560 mehr Personen die Vereinigten Staaten verlassen als hereinkamen.

Zierkunst-Ausstellung im Zoo. „Hund und Rahe.“

Genau wie ihre sieben Vorgängerinnen eröffnete Prof. He d diese Ausstellung. Sie wendet sich wieder an alle die Menschen, die mehr oder weniger tierkundig und tierlieb sind, also von der Tierliebe zur Tierkunst und Tierkunstliebe kommen. Darum sieht man fast durchweg Werke, wie sie der natürlichen, unbefangenen Anschauungsweise eines zugleich Natur und Kunst liebenden Publikums entsprechen.

Diesmal wendet sich die Ausstellung in besonderer Weise an Herz und Gemüt; denn die 600 Werke (Gemälde, Plastiken, Radierungen und Figuren der Porzellanmanufakturen) beschäftigen sich ausschließlich mit Hund und Rahe, diesen beiden Tieren, die allen Menschen am leichtverständlichsten und den meisten Menschen sehr vertraut sind. Für den schaulustigen, fern aller Kritik genießenden Menschen, sagt die Ausstellung, die natürlich Werke stark unterschiedlichen Könnens und Gelingens enthält, sehr viel. Da sieht man den Hund für Zeitvertreib und Hausgebrauch, man gewahrt ihn als Charakter und verpieltes Zuchtexperiment. Und dann die Eleganz der Ragen, begonnen mit der fast ungläublichen Geschmeidigkeit und endend mit der sehr bewußten Koketterie. In allen Rindern aber ist ein Ringen um das Wesen des Tieres; mögen sie den Tierkörper nun ganz als Form erfassen oder ihn in Linien auflösen, mögen sie sich und andere an den Lichtreflexen in den Augen oder dem Farbpiel auf dem Fell ergötzen. Jedem Geschmack ist Rechnung getragen und auch jedem Geldbeutel. Es gibt bereits Kunstblätter von 2 Mark an. Wenn man jedoch dieser Ausstellung vorwerfen sollte, sie sei in erster Linie Verkaufsausstellung, so kann sie diesen Vorwurf ertragen; denn es ist nicht angebracht, nur unverkäufliche Werke für Kunstwerke anzusehen. Ist doch gerade in dieser Ausstellung manche Arbeit, die vollständig in des Wortes allerbesten Bedeutung ist. c. b.

Zur „Quadratur des Kreises“.

Zur Aufführung des russischen Lustspiels, das jetzt im Wallner-Theater läuft, wird uns von einer Genossin, die das Stück in Moskau sah, geschrieben:

„An der Woche zwischen dem 27. März und 2. April 1930 wurde „Die Quadratur“ in einem der kleineren Staatstheater in Moskau gespielt, und zwar ganz vorzüglich. Die Inszenierung war höchst realistisch, die Ausstattung so einfach wie nur denkbar.

Kritisch war, wie die Komsoalzy (Jungkommunisten) sich bei allem, was sie tun oder tun wollen, fragen, ob es auch mit der Ethik vereinbar sei, die man sie gelehrt hat, und mehrfach bekämpfen sie das eigene Verlangen nach einer Sache mit der Begründung, daß die Befriedigung des Verlangens oder Bedürfnisses auf Kosten der anderen geschehen würde, und die sozialistische Ethik verbiete solches. Deshalb quäten sich die beiden jungen Ehemänner und die Komsoalka Tonja erst lange, ehe sie sich zum ersehnten Ehekittchen entschließen, weil jedes von ihnen fürchtet, dem bisherigen Ehegatten damit wehe zu tun. Schließlich kommt der Austausch unter der verständnis- und liebevollen Mithilfe des Partorganisationsführers, würden wir sagen, zustande.

Die heitere, gemüßliche Ironie des Stückens kann selbst den empfindlichsten Stellen nicht wehe tun, und doch spürt man auch bei diesem leichten „Scherz“ ständigen den tiefen Ernst in der Kritik, das Bewußtsein der großen Schwierigkeiten, derer man von heute auf morgen nicht Herr werden kann, weil zu vieles geschehen muß, was viel Zeit und viele Kräfte erfordert.

In derselben Woche wurden übrigens in größeren staatlichen Theatern zwei Stücke „Die Chefrau“ von Trenjoff und „Der Sontelking“ von Minogenoff gegeben, in denen sehr ernste Kritik an den Zeitzuständen und den Wirkensmethoden geübt wird — unter dem von allen betonten Leitwort: „Selbstkritik bis zur Selbstgeißelung führt allein zur Abstellung von Übeln.“

„Nachtschl“ in Carows Lachbühne.

Man muß lange warten, bis man Erich Carow da oben am Weinbergsweg auf der Bühne zu Gesicht bekommt. Es wird wirklich fast eine Nachtschl, dieses Nachtschl, das mit Gorki natürlich nichts zu tun hat. Zuvor erfreuen die anderen Kräfte die Betreuer des Hauses: das unermüßliche Berlinertum des Dauerjubilers Fredy Sieg, Tenorsüßigkeiten, Hausquartette, exotische Tänze eines fabelhaft geschickten Regers und einer Kreslin. Der Verwandlungskomiker M e f r u m kriegt die Leute mit seiner scheinbar atmobilischen Nummer zum Lachen. Den sentimental bedürfnissen, der Schau- und Gesangslust dient die nur allzu lang geratene Wildwest-Szene, worin Lucie Carow inmitten des ganzen Personals die Hauptrolle spielt.

Dann kommt endlich Carow selbst. In einem unglaublichen Aufzuge torkelt er in eine vornehme Wohnung und richtet sich dort häuslich ein. Das Schicksal hat ihm wieder mal einen Schabernack gespielt. Betrunkene, veralbert, rausgeschmissen, hofft er hier Ruhe zu finden. Aber er wird wieder ein Opfer: die Eheleute spielen ihn gegeneinander aus und er gerät in die festsamsten Situationen. Der Getretene feiert Triumphe — ihm winken Brot, Stellung, er avanciert zum Pseudografen und glaubt der Liebhaber der gnädigen Frau zu sein. Vom Bettler zum König durchlebt er die ganze Scala: die Augen treten ihm vor Begierde fast aus den Höhlen, und in aller Trunkenheit bewahrt er sein Köpchen. Die ganzen Szenen sind Theater im ältesten Sinne: aber wieweil ein Kerl belebt sie, ein Hanswurst und Komiker von höchsten Graden, bei dem alles, Figur, Stimme, Ausdruck eine Einheit bildet. Der ewige Bagabund, der Außensteiler, der sich in allen Lagen behauptet und immer die Lacher auf seiner Seite hat. d.

10 spanische Königspaläste als Museen.

Nach der Bekanntgabe des spanischen Finanzministers Prieto ist über das Schicksal der Königspaläste in der Hauptstadt bereits entschieden. Die Teile des Madrider Schlosses, die bisher dem Publikum nicht gezeigt wurden, werden jetzt als Staatmuseen eröffnet. Eine andere königliche Bestimmung, die Casa de Campo, wird sofort dem Publikum erschlossen. El Pardo, der Königspalast und Park, etwa 13 Kilometer von Madrid entfernt, der eine Stadt für sich und von einer Mauer von 100 Kilometer Länge umgeben ist, wird für gemeinnützige Stiftungen, Kleinwohnungen usw. verwendet werden. Die Gebäude und Ställe in Madrid, die die Rüstkammern und Wagen enthalten, werden zu Museen. Der Escorial-Palast, der größte der Welt, der ein Gebiet von 1700 qkm bedeckt, wird nun tatsächlich und endgültig zum Museum, obwohl er es der Sache nach längst war. Ebenso sollen die Paläste der Alhambra zu Granada und Alaladid, die ebenfalls bereits Museumscharakter hatten, nun dieser Bestimmung definitiv übergeben werden. Die Paläste von Aranjuez und San Ildefonso in der Nähe von Segovia, der Alcazar von Sevilla und die königlichen Gärten in Valencia werden den Lokalbehörden übergeben, sind aber Nationalbesitz.

Nachtkampf mit Geisteskranken

Zwei Schupobeamte schwer verletzt

Zu einem aufregenden Kampf kam es heute früh gegen 4 Uhr in einem Hause in Charlottenburg. In der Menbutger Straße 37 versuchten fünf Schupobeamte den geisteskranken Gemüßhändler Friedrich Kof, der einen Anfall erlitten hatte, zu überwältigen. Erst als er eine Schußverletzung in die Hüfte davongetragen hatte, konnte man ihn abtransportieren. Auch zwei Beamte, die Oberwachmeister Becker und Welke vom Revier 130 in Charlottenburg, mußten mit schweren Sicherheitsverletzungen in den Oberarmen nach dem Polizeikrankenhaus gebracht werden. Kof befindet sich zur Zeit im Krankenhaus Westend, wird aber nach Willenau gebracht werden müssen.

In dem Hause Menbutger Straße 37, an der Ecke der Nordhauser Straße, betreibt der 46 Jahre alte Händler Kof ein offenes Gemüse- und Borkolsgeschäft. Er ist verheiratet und Vater von fünf Kindern. Bei den Nachbarn erfreut er sich keines guten Rufes.

Man weiß, daß er trinkt und in seinem Rausch die ganze Familie drangsaliert.

Schon oft hat die Frau mit den Kindern vor dem Wüterich bei Nachbarn Zuflucht suchen müssen. In der Trunkenheit verfallt Kof in einen Zustand, der für seine Umgebung lebensgefährlich ist. Er verliert jede Gewalt über sich und mußte deshalb schon einmal nach Willenau gebracht werden. In der vergangenen Nacht gegen 4 Uhr kam es in der Wohnung wieder zu einer wüsten Szene. Kof war wieder stark betrunken und ging auf Frau und Kinder los. Die verängstigte Frau war mit drei Kindern geflüchtet, mit den beiden anderen hatte sich Kof in eine Stube eingeschlossen. Die Frau, die für ihre Kinder fürchtete, rief Polizeibeamte zum Schutze herbei. Zwei Schupos, die zunächst mit ihr kamen, konnten nichts ausrichten, Kof öffnete nicht. Da man Blutergüssen vermeiden wollte, wurden noch drei weitere Beamte herbeigerufen. Der Wahnsinnige im Zimmer stieß mit dem Messer durch das Holz der Türöffnung und drohte jeden anzufallen, der hereinkäme. Die Beamten traten aber doch die Tür ein.

Kof hatte in einer Hand ein scharfes Schlächtermesser, in der anderen ein verrostetes Seitengewehr.

Damit hieb und stach er um sich. Da mehrere Beamte schon verletzt waren, gab schließlich einer einen Schuß ab und traf Kof in die linke Hüfte. Jetzt konnte er gepackt werden. In einem Rettungswagen wurde er dann nach dem Krankenhaus gebracht. Er hat anscheinend einen Steckschuß davongetragen. Die Polizeibeamten Becker und Welke sind sehr schwer verletzt. Durch die Schüsse und Stiche sind die Rippen und Sehnen an den Oberarmen zum Teil zerstört.

Kof ist im Kriege Infanterist gewesen und kam geisteskrank zurück. Da er verschiedene Kurten durchgemacht, besserte sich sein Zustand und

er wäre völlig gesund geworden, wenn er sich nicht dem Alkohol ergeben hätte.

Durch das Trinken trat sein Leiden wieder zutage und schon 1929 mußte er nach Willenau gebracht werden. Nach einer längeren Entziehungskur wurde er entlassen. Vor einem Jahr ungefähr fiel er in das Lager des Trinkens zurück. Seine Frau genießt in der Nachbarschaft einen sehr guten Ruf. Auf ihren Schultern ruhte fast das ganze Geschäft und die Sorge für die Familie. Nach einer Zeittour kam Kof am Freitag gegen 8 Uhr nach Hause. Da Besuch zugegen war, traut er sich nicht wie sonst zu toben, sondern ging wieder aus. Gegen Mitternacht kam er abermals, da aber die Frau erkannte, daß er schwer betrunken war, ließ sie ihn nicht in die Wohnung. Das drittemal kam der Mann gegen 4 Uhr. Er schlug im Hof eine Fensterbank ein und gelangte so in die Wohnung. Mit Flaschen und Gläsern warfer er nach seiner Frau und demolierte die Stühle, um mit den Stuhlbeinen auf die Frau einzuschlagen. Nach der Feststellung der Ärzte im Krankenhaus ist Kof in Delirium verfallen und wird dauernd interniert werden müssen.

Berlin wird kleiner!

Starke Abwanderung aus fast allen Großstädten

Wie wir einer Veröffentlichung des Preussischen Statistischen Landesamtes entnehmen, ist seit einigen Jahren in der Entwicklung der Großstädte ein Umschwung eingetreten, der freilich zunächst durch Eingemeindungen verdeckt war. Das früher fast selbstverständliche, sich von Jahr zu Jahr verstärkende Wachstum der Großstädte hat aufgehört, und an seine Stelle ist zunächst eine verlangsamte Zunahme, schließlich im Jahre 1930 sogar eine Abnahme getreten.

Dieser Umschwung in der Entwicklung ist in erster Linie auf eine Richtungsänderung in der Binnenwanderung zurückzuführen. Während 1927 der Gesamtwanderungsüberschuß der Großstädte des Freistaates Preußen (ohne Saargebiet) noch rund 103 600 betrug, verringerte er sich in den folgenden Jahren immer mehr: 1928 belief er sich auf 95 000 und 1929 auf 54 000. 1930 trat sogar ein erheblicher Wanderungsverlust ein; die Zahl der Fortgezogenen übertraf die der Zugezogenen um 50 600. Auch in dem vorausgehenden Jahr war bei einer Reihe von Großstädten die Abwanderung größer als die Zuwanderung gewesen. Im Jahre 1929 betrug der Wanderungsverlust, den 17 Großstädte aufzuweisen hatten, insgesamt 23 800 Personen, 1928 bei 11 Großstädten 15 900 Personen, 1927 bei 10 Großstädten 8200 Personen und 1926 bei 18 Großstädten 18 700 Personen.

Diesem Wanderungsverlust stand aber in früheren Jahren stets ein bedeutend höherer Wanderungsgewinn der übrigen Großstädte gegenüber, so daß sich für die Großstädte zusammen immer ein starker Zuwanderungsüberschuß ergab.

Von ausschlaggebender Bedeutung war hierbei regelmäßig die

Stadt Berlin, die — wenn man von dem Hauptinflationsjahr 1923 abieht — seit Kriegsende stets einen starken Wanderungsgewinn gehabt hat. 1926 betrug er 48 500 Personen, 1927: 81 300, 1928: 88 400 und 1929: 59 700.

Als nun das Berichtsjahr für Berlin statt eines Wanderungsgewinnes einen Wanderungsverlust von 5500 Personen brachte, ergab sich für die Gesamtheit der preussischen Großstädte der bereits erwähnte Wanderungsverlust von 50 600.

Unter den Großstädten mit Wanderungsverlust stand Gelsenkirchen an erster Stelle. Es folgten Oberhausen, Frankfurt a. M., Dortmund, Duisburg-Hamborn, Bochum und Düsseldorf. Sieht man von Frankfurt a. M. ab, so sind es im wesentlichen die großen Industriestädte des Ruhrgebietes, die bei gleichzeitig starker natürlicher Vermehrung der Bevölkerung einen bedeutenden Wanderungsverlust haben. Diese Städte hatten übrigens auch in den vorhergehenden Jahren fast immer einen Wanderungsverlust gehabt.

Der Geburtenüberschuß des Berichtsjahres, der sich auf 43 000 Personen belief, reichte nicht aus, den Wanderungsverlust weitzumachen, so daß die preussischen Großstädte zusammen im Jahre 1930 mit einem Bevölkerungsverlust von 7300 Personen abschließen, zumal da im Gegensatz zu dem vorhergehenden Jahr im Berichtsjahre auch Eingemeindungen nicht stattfanden. Dabei hatten bis auf Berlin sämtliche preussischen Großstädte einen Geburtenüberschuß.

Deutsche Kunstgemeinschaft.

Kohlhoff, Thöny, Mache.

In der gegenwärtigen Ausstellung der Deutschen Kunstgemeinschaft ragen hoch über das allgemeine Niveau die Arbeiten von Wilhelm Kohlhoff heraus; ein Saal ist mit Aquarellen, einer mit Gemälden gefüllt. Der Aufenthalt in Paris hat seine von Natur schon phantasievolle und leichte Malweise noch mehr aufgelockert und beschwingt. Diese Strophenbilder aus Paris und Marzelle, diese Alte, Pferde, Stilleben und kleinen Landschaftsausschnitte entzücken durch die vielgestaltige Grazie ihres Farbensubtilis, durch die Heiterkeit eines echten Künstler temperamentos. Es ist französischer „Esprit“ darin, aber nur soviel, daß man die Treue zur Natur und die ewige Märchensehnsucht des Deutschen als durchaus vorherrschend empfindet. Kohlhoff ist unter den Lebenden wohl einer der Besten, die das kostbare Erbe Corinths verwalten und weitergeben; dieses Erbe, das uns je länger umso entschiedener, als bestes Teil unseres Kunstvolkens in der reinen Malerei erscheint. In einem Raum teilen sich der ausgezeichnete Simplizissimus-Zeichner E. Thöny mit starken Charakterdarstellungen aus noblen und aus tiefsten Gesellschaftsschichten, und Georg Mache, dessen Bleistiftzeichnungen eine feinstam schemenhafte Majestät in zart angedeuteten Figuren verkörpern; von seinen Gemälden ist das schönste die ganz frühe „Komposition 1916“ — eine abstrakte Raumfarben-Vision, die sich an Mächtigkeit der Phantasie neben Kandinsky stellt. p. l. sch.

Wohnungspflege in der Schule.

Das preussische Ministerium für Volkswohlfahrt weist in einem jüngst ergangenen Erlasse auf die in Fachkreisen immer deutlicher erkannte Wichtigkeit der Wohnungspflege für das allgemeine Wohl hin. Die Wohnungspflege trägt wirtschaftlich zur Erhaltung des Wohlstandes bei und dient weiter der Förderung der Volksgesundheit und des Familienlebens sowie der Hebung der Wohnkultur. Die zuständigen Staats- und Gemeindebehörden sind bemüht, durch Ausübung einer geregelten Wohnungsaufsicht, durch Rat und Belehrung auf die Fernhaltung und Beseitigung von Mängeln im Wohnwesen hinzuwirken. Wichtiger aber als alle behördlichen Maßnahmen der Wohnungsaufsicht ist die Erziehung der Bevölkerung, besonders der weiblichen, zu sorgfältiger Reinigung

und sorgfältiger Behandlung der Wohnungen. Es kommt darauf an, frühzeitig in den künftigen Hausfrauen und Müttern den Sinn für Sauberkeit und Ordnung im Haushalt zu wecken und sie auf die Bedeutung der Wohnungspflege hinzuweisen. Geeignetes Unterrichtsmaterial über die Wohnungspflege können die Regierungspräsidenten beigegebenen staatlichen Wohnungsaufsichtsbeamten und die Kreisärzte zur Verfügung stellen; sie können gelegentlich Vorträge über den Gegenstand halten und Anleitung für seine Behandlung geben. Das preussische Kultusministerium hat daraufhin angeordnet, daß alle Mädchenschulen dem Gegenstand sorgfältige Beachtung schenken.

Ein neues Heim für den Verein Berliner Künstler. Der Verein Berliner Künstler, der in diesem Jahre auf ein 90jähriges Bestehen zurückblicken kann, hat vor zwei Jahren sein Heim in der Bellevuestraße unter sehr günstigen Bedingungen verkauft und in diesem Jahre in der Tiergartenstraße ein altes Patrizierhaus gekauft, das heute nach den notwendigen Umbauten für die Allgemeinheit eröffnet wurde. Prof. Langhammer hob bei der Eröffnung hervor, daß der Verein seinen Sagungen treu geblieben sei und zunächst die sozialen Einrichtungen des Vereins wieder belebt hat, so daß alljährlich etwa 60 000 M. für soziale Zwecke zur Auszahlung kommen, eine Summe, die nicht einmal das Reich für die Künstler ausgemworfen hat. Außerdem wurden 600 000 M. von dem Erlös des Verkaufs unantastbar für die sozialen Einrichtungen sichergestellt. Um ein stärkeres künstlerisches Klubleben hochzuzüchten, hat man in der ersten Etage des neuen Hauses die dazugehörigen Klubräume eingerichtet und auch die Bibliothek untergebracht. Alle Freunde der Kunst und Künstler und auch jeder außenstehende Künstler soll immer eine Heimstätte in diesem Hause finden.

Deutsches Lichtspieltheater in New York. Zwischen dem amerikanischen Zeitungsmagnaten W. R. Hearst und der Ufa ist ein Vertrag unterzeichnet worden, wonach die Ufa das Hearst gehörige Cosmopolitan-Theater in New York übernimmt. In diesem Lichtspieltheater, das über 1200 Sitzplätze aufweist, und im Zentrum der Stadt liegt, sollen hauptsächlich Filme in deutscher Sprache aufgeführt werden.

Neue österreichische Geldstücke. Vom 18. Mai ab werden Doppelschillinge mit dem Bildnis Mozarts ausgegeben. Die Vorderseite zeigt das Kopfbildnis Mozarts in Seitenansicht, am Rand kreisförmig die Unterschrift „Wolfgang Amadeus Mozart“ und unten die Jahreszahlen 1736—1931.

Die Capu-M-Geburtsfeier in der Camera findet nicht heute, sondern am Donnerstag den 21. Mai statt.

Nährvater Schrebergarten

Gespräch vorm Misthaufen — Von Heinrich Hemmer

„Wissen Sie von diesem Stückchen Erde?“ sagte ich ungsäubig und blickte durch ein blühblaufarbeneres Häuschen in ein dito Gemüsegärtchen, darin Birnbäume blühten.

Der Philosoph wandte lebhaft den Kopf, der dem Rabin- dranat Tagores ähnelt, wenn er sich den Bart nach Art der französischen Präsidenten zurechtstutzt.

„Ich bin ein Kleinsiedler. Ein Laubenbewohner“, sagte er müde, „den kein Schrebergärtchen ernährt. Ich kaufe für ein paar hundert Mark Konsumartikel im Jahr, aber da ist Seife, Stiefelwische und alles mögliche für 6 Personen mit dabei. Im Grunde liefert uns dieser halbe Morgen Gartenland das ganze Jahr über jeden Bissen, den wir in den Mund stecken. Hätte ich statt eines halben einen ganzen Morgen Land, so wäre aller Konsum gedeckt.“

Der Philosoph steht über jeden Zweifel erhaben, er atmet Wahrhaftigkeit aus. Er scheint mir ein einwandfreies Beispiel dafür zu sein, daß vor den Toren von Berlin ein Mann mit Familie sich der Hauptsache nach von seinem Schrebergarten ernähren kann. Aber wie — wie nur kann man sich soviel Sicherheit schaffen in diesen unsicheren Tagen?

Eine Lektion

„Kommen Sie“, sagte der Philosoph und führte mich durch ein kleines Klapptürchen zum Haus hinaus (ein Haus, das mit der Familie in die Breite und in die Höhe gegangen war) in den Garten. Dort öffnet er — was soll das bedeuten — die Türe zu einem miniaturhaften Häuschen, von der Art, wie man es sonst den Gästen nur auf speziellen Wunsch vorführt. . . Herr Rabin dranat, ich bitte . . . !

„Im Anfang war der Mist“, sagte der Philosoph gefassen. Der erstaunte Mann erläuterte mir, ob ich's wollte oder nicht, den Betrieb dieses Häuschens, sowie des in seinem Schatten liegenden Komposthaufens. Das bildet nun einmal die Basis dieser Gartenwirtschaft, das ist sozusagen seine goldene Grundlage. Ich zog ein Taschentuch. Der Philosoph winkte ab: „Non olet“, sagte er wie jener römische Imperator, der sich von dem „anrüchigen“ Geruch gewisser Anstalten bereichert hatte. Der Philosoph schnüffelte mit der Nase: ein Zeichen, daß das Riechorgan in diesem heißen Raum nicht der leisesten Beeinträchtigung ausgesetzt sei. Fabelhaft! So weit haben es nicht einmal die Engländer gebracht, dachte ich. „Das ist kein WC“, sagte er. „Das heißt: es gibt kein Wasser in diesem WC. Es ist ein Torstuhl. Der eingeworfene Torfmüll aber bindet ja eben das Ammoniak und läßt den Stickstoff nicht ungenutzt in die viel mißbrauchte Luft entweichen. Non olet.“

Ich stehe vor dem Komposthaufen, dessen sonstige Erhebungen sich 3 Meter weit im Norden des Schuppens erstrecken und erhielt hier eine richtige landwirtschaftliche Chemiektion. Aus einem Mixtum compositum produziert hier der Wurm (dessen unheimliche Rolle es immer ist, die Domänen des Todes und Lebens miteinander zu verbinden), in wenigen (Sommer-) Wochen Erde: Humus. (Im Winter schläft er, so wie sich's für einen Wurm gehört.) Das Mixtum ist wirklich sehr compositum und enthält aus den durch Torfmüll gebundenen und dadurch ganz präsentablen Substanzen: Vieles und doch wieder nur Bestimmtes: 1. Die in einer gemauerten Grube schlummernden flüssigen Küchenabfälle (feinestes Spülwasser usw.), die der Philosoph mittels Armchwung und eines gestielten Rübels zwei-, dreimal die Woche, muppig, auf den Komposthaufen hinüberstößt („ein bißchen Freiluftgymnastik“), 2. trockene Küchenabfälle (Kartoffelschalen, Rhabarberblätter), 3. Raumschutt, die der Verleger nicht gemollt hat (der Wurm schreckt vor nichts zurück), 4. Holzasche, 5. abgefallene Blätter (die, wenn sie liegen bleiben, wie im Wasser, der Wurm in die Erde zieht), und schließlich müssen dem sandigen märkischen Boden gewisse Substanzen von außerhalb zugeführt werden wie: ungelöschter Kalk (5 Zentner à 4 Mark), Lehm, etwas Grün-Dung und etwas Kunstdünger: der „Paprika“ dieses reformierten Bodens.

In einem halben Jahr kann man den Komposthaufen in die Tiefe stecken. Das Mixtum ist kompostiert; zu Gartenerde „vermittelt“. Der Wurm hat seine Schuldigkeit getan; der Wurm kann (schlafen) gehen.

Die große Sache

Nun: jetzt kommt die große Sache. Der Philosoph und mit ihm die Reformen behaupten: diese und zwar nur diese heilige Komposterde ist gesunde Nahrung für Pflanzen, die ihrerseits den Menschen gesund erhalten soll, nicht die Rieselungen der Großstadt, nicht der ungebundene Vieh- und Menschendung des Bauern. Der unverrottete Dung treibt wohl die Pflanzen auf, sie werden größer, stärker . . . aber: geschmackvoller werden sie nicht, wertvoller, gesünder werden sie nicht.

Christlich gesprochen, lieber Leser, wir sind des öfteren an brodelnden Kohlköpfen vorübergegangen, von denen man nicht sagen kann: Non olet. Der Kohl riecht genau wie jene Substanz, die ihm zu seinem übermäßigen Wachstum verholzen hat. Können Sie den aromatischen Kohl dieser Reformen, kosten Sie ihre Kartoffeln, kosten Sie anderes. Ich weiß es erst seit gestern — wie das schmeckt, wie das duftet. Ach, was lebte ich für ein gottloses Leben, ich nährte mich von ausgeblähten Pflanzen und Tierleichen . . . wenn ich reformierbar wäre, reformierten sie mich am Ende noch da draußen.

„Aber ich habe doch prächtige Kinder gesehen!“ magte ich einzumerzen. „großgezogen an Rieselersdort, Milch, Eiern, reichlich einweißhaltigen Substanzen.“

„Das sind Posaunenengel“, sagte der Philosoph.

Ein etwa sechsjähriger, fehniger, ulziger Strummelpopf kam auf uns zugesprungen. Der Philosoph öffnete ihm den Mund wie einem Pferd: „Zeigen Sie mir solche Zähne unter den „Posaunenengeln“, sagte er, „und wo gibt es unter den Fleischessern einen so gesunden Hals. Mandelentzündung, Diphtheritis, dergleichen ist hier unbekannt. Sehen Sie, der Rieselersdort-Rohlkopf, das ist auch so ein vegetabilischer Posaunenengel — scheinbar das gefündeste vom gefündesten und doch . . .“

„Ist das Ihr Sohn?“ fragte ich.

„Ja.“

„Wie . . . wie . . .“

„Sie wollen wissen, wie alt ich bin? Siebzig“, sagte der Philosoph.

Wir gingen durch das bis zum letzten Quadratmeter ausgenutzte Gärtchen, in dem es grünte und sproßte und blühte . . . und mit dieser Fruchtbarkeit auf unfruchtbarem Grund hat auch die Bodenhaltung zu tun. Man darf den Boden nicht quälen, darf nicht die Arbeit der (höre ich recht) — Bodenbakterien stören. Die Bodenbakterien sitzen tief in der Erde, haben dort irgendeine dringende Arbeit vor, wie ich am Schreibtisch und wollen (zum Donnerwetter!) nicht gestört werden. Das weiß man erst seit zehn Jahren, daß man die Bakterien nicht stören darf. In bezug auf die Schreibtischfänger weiß man das heute noch nicht.

Was baut ein Reformkünstler in seinem „Schrebergarten“ an? Kartoffeln, Gemüse, Salate, Beeren, Obst. Sie essen das, was die Jahreszeit gibt. Heute gab es zum erstenmal Rhabarber in diesem Hause. Kartoffelmus mit Brechspargel. Darauf Rhabarberkompott mit Pfäffchen. Abends gibt es daselbe. Findest du das power, lieber Leser? Auch ich habe ein Schweinskeulett im Magen. Aber wir haben, weder ich noch du haben wir 15 verschiedene Sorten Äpfel im Garten wachsen und die Herzogin von Angoulême und andere hochwohlgeborene Birnen und Erdbeeren, die mit der Schlagflamme stirren (so viel wir wollen) und ledere kirchliche große schwarze Johannisbeeren und Edelgemüse, und solche Salat- und Tomatenherlichkeiten . . . und es könnte sein, daß sich der Philosoph über unsern (was uns dünkt) appetitlichen Teller beugte, und — nicht deswegen, weil wir Fleischesser und jene nicht —, sondern einfach vom Qualitätsstandpunkt aus ausrufen würde: „Pfui Teufel!“

Der Philosoph zog mich in den Keller. Da lagen sie hunderte: Fruchtsaftflaschen, ungegoren, und sahen mich mit sonderbarem Vorwurf an: „Reformiere dich!“ Mir wurde ganz schwummelich-dummerlich zumute.

Da lagen auch Büchsen, hunderte, Gurken, Kürbisse, grüne Bohnen, Rohrrüben; was im Sommer roh oder halbroh genossen wird, ist luftdicht verschlossen, vorsichtig auf einen leichten, Bitaminen nicht schadenden Wärmegrad erhitzt, hier lebendig ein-

balsamiert. Ich trinke und esse aromatische Säfte, anscheinend frisches Gemüse, wie sie es den ganzen Winter über essen. Sene. Boweren. Und unverfälschte Marmeladen liegen herum, ohne Farbstoff und Zucker . . . wie Ambrosia schmeckend. Oh, ihr Schlemmer!

Und noch zwei . . .

Träume ich? Ein zweiter noch raffaelisch-strumeligerer Junge kommt auf uns zugesprungen, als wir wieder in den Garten treten, wo uns die Herzogin von Angoulême zulächelt. Der Junge konnte doch nicht mehr als drei Jahre zählen . . . ?

„Hören Sie, ist das auch Ihr . . .“, stammelte ich.

„Das ist der zweite“, sagte der Philosoph sehr philosophisch vornehm . . . rannte aber, als ein Gewitterwindchen uns Blüten und Regentropfen ins Gesicht blies, auf einen Korb zu, den er im Studierbüchsen, wo der Faust im Regal steckt, auf den Tisch stellte. Wie tüchtig, dachte ich: ein Philosoph, der im Regen die Wäsche rettet . . .

Da — da — fing der Korb zu schreien an. Der Philosoph hob die Decke. Ein Baby lag im Korb. Vier Monate alt: „Das ist Adolf“, sagte Rabin dranat, „mein Jüngster.“

Ich war sprachlos. Aber der Philosoph erklärte mir — ohne mit der Wimper zu zucken — sachgemäß, warum Adolf so frisch und munter sei. Adolf trinkt von der Brust. Und sie, Mutterchen, ist nicht etwa Fleisch und Eier und Butter „für zwei“ . . . sie trinkt nicht einmal Milch, diese Vegetariernmama — „trinkt denn die Kuh Milch?“ Die Kuh nährt sich von milchproduzierenden Substanzen. Genau so macht es diese Mutter. „Darum gingen auch die Geburten alle so leicht vonstatten. Man rief im letzten Moment nach Assistenz, in einer Stunde war alles in Ordnung . . .“

Unfähig, so viel Ordnung, so viel Gartenbau, Haushalts- und Nährreformen, so viel System, so viel Gelassenheit, soviel bis ins Detail geübte Sparsamkeit und Einfachheit der Lebensführung aufzunehmen, taumelte ich aus diesem Gartenparadies hinaus. (Denn die Obstbaumblüte hatte mich noch mal nach dem Garten Eden getrieben.) Taumelte ins sündige, unfertige, unreformierte und doch irgendwie von hellen Funken durchzogene Leben zurück, das mir irgendwie zuwinkte und fragte mich, ob man besser als kompakte Masse, wie diese Kolonie, nach anderen Lebensformen strebt, oder einzeln. Und was denn eigentlich edel sei. Ein Spruch Paul Henjes kam mir auf der Rückfahrt in den Sinn: „Edel ist derjenige Mensch, der nicht aus Erfahrung klug wird.“ Und dann sah ich, daß auch in Berlin die Bäume blühen . . .

Südamerika heute und morgen

Auseinandersetzung mit einem Buch

Kalimir Edschmidts neues Reisetagebuch in Romantisch, das unter dem Titel „Glanz und Elend Südamerikas“ in dem Frankfurter Sozialistenverlag erschienen ist, trifft in eine Zeit starker Anteilnahme an dem bewegten Geschehen des merkwürdig unorganisch erscheinenden südamerikanischen Kontinents. Revolutionen in einer selbst für diese Gegenden ungewohnten Häufigkeit erschüttern ihn; der ihnen innemohnende Sinn, von Edschmidt klar herausgestellt, ist ein unsicheres Hin und Her zwischen der Wirklichkeit drückend empfundenen Diktaturen und dem mehr oder weniger idealistischen Streben nach einer Demokratie, die rein und achtungsgebietend darzustellen, jener jungen, werdenden Kulturwelt einzuweisen noch vermag zu sein scheint.

Der Weltkrieg hat allenfalls in Südamerika die Geltung Europas als eines bewundernden kulturellen Vorbildes gemindert und das kontinentale und nationale Selbstbewußtsein der Südamerikaner unendlich hochgetrieben. Nordamerika durchdringt jene Länder politisch, wirtschaftlich und „kulturell“ (in Gänjesüßchen), begegnet aber einem rassistisch bestimmten Widerstande, dem der größte Dichter Lateinamerikas, Rubén Darío, schon vor 25 Jahren in der „Ode an Roosevelt“ klaffischen Ausdruck gab, und den Argentiniers Ex-Präsident Frigolano bis zu seinem Sturz (September 1930) rücksichtslos vor aller Welt dargelegt hat.

In einem Zustand unerhörter Gärung innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft leuchtet also Edschmidts Werk herein, das in der Tat die berühmte „Lücke“ im Buchhandel ausfüllt, da sich vieles geändert hat, seit Colin Ross vor elf, zwölf Jahren, sozusagen als erster Repräsentant des republikanischen Deutschlands, dort seine Erfahrungen sammelte und aufschrieb.

Gleichgeblieben aber ist die überwältigende, buntwechsellende Natur Südamerikas; vor deren Erhabenheit hat Edschmidt als ruhiger, reifer Beobachter gestanden. Ein Hauch von ihr scheint in sein Buch eingegangen zu sein; die beinahe gewalttätige Eigenwilligkeit der Formgebung früherer Werke Edschmidts ist bis auf Reste gemichen, so daß das Lesen des Buches zunächst ein ästhetisches Vergnügen bereitet. Meer und Gebirge, Hochebene und Flurniederung, Himmel und Wald, Blumen und Tiere sind mit Maleraugen gesehen und mit Dichterkraft geschildert. Die „Schwimmenden Wiesen“ im Guayraström (Ecuador), ein Abend in Buenaventura (Kolumbien), ein Blick auf Rio und manches andere, sind keine Reifeerträge künstlerischer Zusammenschau.

Die gleiche scharfe Beobachtungsgabe beweist Edschmidt gegenüber der gegenwärtig in Südamerika herrschenden Klasse; die treffende, bisweilen amüsanle Schilderung von Personen, Kreisen, Schichten bleibt im Gedächtnis. Hohes Lob erweist Edschmidt der gegenwärtigen deutschen diplomatischen Vertretung; alsdann dürfte ein Wandel gegen die Vorkriegszeit eingetreten sein. Deutsche Leser wird die vorsichtig-tatvolle Anrührung der Geschichtsbestimmtheit alter Kolonialdeutschland und die Aufhellung der bolivianischen Riffen des Generals Kundt lebhaft anziehen. Edschmidt hat unendlich viel gesehen, Wichtiges geschickt ausgewählt und zusammengestellt und seinen Lesern in so spannender Darstellung vorgelegt, daß die Anteilnahme nicht einen Augenblick aussetzt. Wer über bedeutsame Erscheinungen des südamerikanischen Lebens unterrichtet sein will, muß das Buch unbedingt lesen.

Man wird von einem Reisebericht, selbst wenn der Verfasser ein Jahr und mehr im Zustande beobachtet haben sollte, billigerweise nicht erwarten, daß alles Wesentliche darin aufgezeichnet sei. Das gilt auch für Edschmidts Buch. Die Schau wird davon bestimmt, von welchen Punkten aus sie genommen wird; Ganzpunkte des gesellschaftlichen Lebens: Staatspräsidentenpalais, Luxushotels, Motorjachten, reiche Chancen brauchen kein falsches Bild gesellschaftlicher Zustände zu geben; wer sich aber vorzugsweise auf solchen „Höhen“ hält, übersteht natürlich leicht allerhand Unschöneres.

Das ist hier die gegenwärtige Lage und die Zukunft des südamerikanischen arbeitenden Volkes, aus deren Betrachtung dem Kapital „Elend“ reicher, zum Teil erschütternder Stoff zugeflossen wäre, die aber auch Ausblicke auf die künftige Gestaltung der Dinge eröffnet hätte. Die Tatsache jahrhundertelanger Ausbeutung und Unterdrückung des eingeborenen, indianischen Proletariats wird zwar von Edschmidt betont, aber von der Aufbauarbeit der allindianischen Bewegung, den Siedlungen der „Neuen Indios“ am Titikakasee, der verschiedenen Abkehr der Indios von den bisher durch die weißen Herren gepflegten, abstumpfenden Kostern des Alkoholums und des Rauschbetranks, von dem Geländeverlust der katholischen Kirche bei den Indianern und allen anderen hochbedeutenden Erscheinungen eines als Rassenkampf auftretenden Klassenkampfes in Bolivien und Peru hat er anscheinend nichts erfahren.

Auch die Zustände der Arbeiterschaft östlich der Anden bleiben unbehandelt. Es ist schade und dürftig, in dem so kenntnisreichen Buche von dem Sozialismus in Argentinien nichts weiter zu hören, als daß da irgendwo ein ihrer Paläste gegangen habe. Ob es richtig ist, daß sich die Landarbeiterchaft in ihren Verhältnissen wohlfühle, ist z. B. nach dem Riesenstreik, der um die Mitte der zwanziger Jahre in der Provinz San Juan ausbrach und blutig niedergeworfen wurde, sehr zu bezweifeln. Weiteres Material wäre in den Jaderbüchlein Tucumán, den Rekrutenschwadern des Tschako, ja, schon in fürchterlichen Konventillos (Mietkasernen) in Buenos Aires selbst, leicht aufzufinden gewesen.

Zugegeben, daß es eine gewaltige Arbeit für sich gewesen wäre, auf die ungemein verwickelten und schwer zu überschenden Fragen der Arbeit und der Arbeiter in Südamerika einzugehen; insofern aber, als Edschmidt in gewissen Sinne auch Zukunftsprognosen zu stellen versucht, hätte er doch wohl zu Sozialismus und Kommunismus Stellung nehmen sollen. Die in Argentinien vorgenommenen Wahlen zeigen beträchtliche Stimmzahlen zugunsten der Sozialdemokratie, die schwierige Arbeit an der geistigen und politischen Bildung eines völkisch buntgemischten Proletariats hätte er wohl werden können; der starke Anteil der studierenden Jugend an der Gestaltung sozialistischer Zukunft ist nicht zu übersehen (vgl. E. Goldschmidt, „Argentinien“, E. Reich, Berlin), und den Kommunismus als unerheblich abzutun, erscheint gewagt.

Sozialistische Einstellung nämlich ist, wie z. B. an der uralten Hilfsorganisation des Kaamag in Peru hätte festgestellt werden können, Erbgut der indianischen Bevölkerung noch von den Infazeten her. Bewußtem Sozialismus begegnet man allenfalls, und stimmungsgemäß ist er noch viel verbreiteter. „Mit Ausnahme der traditionsgebundenen, konservativen Kreise gibt es in Peru heute niemand, der sich nicht mit mehr oder weniger Aufrichtigkeit einen gewissen sozialistischen Einschlag zuschriebe.“ Dies Wort des peruanischen Vorkämpfers für den Sozialismus, des im vorigen Jahre verstorbenen José Carlos Mariátegui, trifft auch anderwärts zu. Es ist selbstverständlich, daß sich diese Tatsache in Zukunft gestaltend auswirken muß.

Wenn heute in Süd- und Mittelamerika, ausgesprochen abweichend gegen Europa und Nordamerika, an einem kommenden „Indolatvianischen Kulturkreis“ gearbeitet wird, wovon weder Edschmidt noch Colin Ross etwas erwähnen, so ist die leitende sozialistische Komponente unverkennbar.

Der Kontinent ist Kampfgebiet, wie stark die Gegensätze sind, zeigt der fabelhafte Widerstand in Nicaragua gegen die nordamerikanische Durchdringung, bewies erst vor Wochen die Schließung der nordamerikanischen Petroleumgruben in Kolumbien. Viele treibende Kräfte hat Edschmidt richtig gesehen; eine wichtige, vielleicht die mächtigste überhaupt, scheint ihm entgangen zu sein. Vielleicht hat er sie absichtlich übersehen.

G. H. Neuendorff

